



In Verantwortung für den Anderen– 60 Jahre Woche der Brüderlichkeit

Hannover

25. März 2012

Sehr geehrte Damen und Herren,

es war im Sommer vor 35 Jahren. Wir bekamen in Hamburg als christlicher Pfadfinderverband Besuch. Eine Gruppe von ca. 20 Pfadfinderinnen und Pfadfinder aus Israel besuchte uns. Es war – ich erinnere es in vielen Details bis heute - eine faszinierende Woche der Begegnung. Was waren wir begeistert von der tiefen Lebensfröhlichkeit unserer Besucher. Wenn an den Lagerfeuerabenden die Lieder kreisten, sie all ihre Lieder auswendig sangen und plötzlich aufsprangen, um mit uns auf den Wiesen zu tanzen. Avi, knapp 18 Jahre alt, wohnte für einige Tage bei uns zuhause - wenige Monate bevor er zum Militär musste. Er erzählte begeistert von seinem Land. Diese fröhliche, sangesfreudige und herzliche Gemeinschaft in jenen Augusttagen habe ich nicht vergessen. Es waren die ersten persönlich prägenden Begegnung mit – sicherlich säkularen – Jüdinnen und Juden in meinem Leben.

Wenige Jahre zuvor hatte ich vom Jom Kippur-Krieg gehört. Ich wusste, dass diese Pfadfinderfreunde aus einem Land kamen, in dem Krieg gewesen war. Ich wusste von der Bedrohung des Landes. Und ich wusste von der Ermordung von Millionen Jüdinnen und Juden im nationalsozialistischen Deutschland. Wir besuchten zusammen mit den israelischen Scouts die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Neuengamme. Ich weiß nicht, was ich als 14 Jähriger verstand bei diesem gemeinsamen Besuch. Vielleicht nur so viel: So fremd diese Vergangenheit mir war, es war die Vergangenheit meiner Eltern und Großeltern und wir gingen mit den



Angehörigen der Opfer durch dieses Lager, die von ihren Verwandten und Anverwandten erzählten, die in diesem Staats-Terror ermordet wurden. Ich konnte ihnen nichts antworten. Aber diese Antwortlosigkeit, dieses Schweigen im Entsetzen ist geblieben.

Für mich wurde daraus eine persönliche Verantwortung. Eine Verantwortung, die aus der Geschichte erwuchs. Aus einer Geschichte, die die Menschen, die dieselbe Sprache sprechen wie ich, die die Kultur, in der ich groß geworden bin, über Generationen geprägt hatte. Eine Verantwortung, die aus den Verbrechen des Nationalsozialismus eine Mahnung empfing, gegen jede Form des Rassismus und jede Beschädigung der menschlichen Würde anzugehen.

Diesen ersten Begegnungen folgten weitere. Reisen als junger Erwachsener nach Ägypten, Jordanien und Israel, Besuch einer internationalen Pfadfindertagung in Jerusalem und dann das Studium in Israel. Als ich mich für das Stipendium um das Studium der Judaistik an der Hebräischen Universität bewarb, gab es Anfang der achtziger Jahre eine evangelische Kirche, die uns zum Vorbild wurde: die Evangelische Kirche im Rheinland. Sie hatte 1980 eine Synodalerklärung abgegeben, die uns, die wir als Christen über Israel und das Judentum nachdachten, als ein Schlüsseltext galt. Jeder, der sich damals für Israel theologisch interessierte, sprach über diese Erklärung.

Vor zwei Wochen erhielt der Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und Ratsvorsitzende der EKD, Nikolaus Schneider, die Buber-Rosenzweig-Medaille. Wer Nikolaus Schneider kennt, weiß, dass ihm das christlich-jüdische Gespräch ein Herzensanliegen ist. Seit vielen Jahren setzt er sich für gute Beziehungen der Kirche zu jüdischen Gemeinden ein. Vor allem aber war es auch eine Auszeichnung der rheinischen Kirche. Sie war die erste evangelische Kirche, die eine grundsätzliche Synodalerklärung zum Verhältnis von Christen und Juden verabschiedete. Der Name dieser Erklärung ist programmatisch geworden: Zur „Erneuerung des Verhältnisses

von Christen und Juden.“ Es war ein kurzer Text, den die Synodalen damals mutig verabschiedeten und der bis heute Maßstäbe setzt. Er ist zum Symbol des evangelischen Paradigmenwechsels – nicht nur in Deutschland - geworden. Ein solcher Beschluss rief – 1980 - heftige Reaktionen und höchst emotionale Diskussionen hervor. Es gab Wertschätzung, so z.B. von Rabbiner Albert Friedlander: „Ich bewundere das Wort, erkenne die Reue, die Trauer, die Standhaftigkeit und fühle hier auch etwas ganz Persönliches, das sich innerhalb der christlichen Existenz entwickeln musste.“ Aber es gab auch scharfe Kritik. 13 Professoren der Bonner Theologischen Fakultät urteilten in ihrer Stellungnahme: „Das Bekenntnis zur Schuld oder Mitschuld an der mörderischen Judenverfolgung und das Entsetzen über das Geschehen sollten den Blick für klare theologische Erkenntnisse und Distinktionen nicht verwirren...“. Die emotionalen Reaktionen und intensiven Diskussionen machen deutlich, welch Neuland 1980 betreten wurde.

Ich möchte an diesen Synodenbeschluss erinnern. Aber nicht als historische Quellenlektüre. Auch nicht als persönliche Erinnerung an meine erste theologische Auseinandersetzung zum Verhältnis Christen - Juden. Sondern ich möchte den Text so lesen, dass wir in ihm auch einige grundsätzliche Perspektiven erkennen, die zu einer verantwortlichen Partnerschaft mit dazu gehören.

Gegen eine theologische Überheblichkeit

Der Beschluss trägt als einleitenden Satz einen Vers aus dem Römerbrief: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.“ (Röm. 11,18b). Im Römerbrief ermahnt Paulus die aus den Heiden zum Gott Israels gekommenen Gläubigen zu Demut gegenüber Juden und Judentum. Dieser Satz formuliert eine Absage an eine christliche theologische Überheblichkeit. Hier bei Paulus ist sie bezogen gegenüber dem Verhältnis zum Judentum, aber man kann sie noch viel grundsätzlicher lesen. Die Geschichte der christlichen Religion ist oftmals eine Geschichte der „Überheblichkeit“ gewesen. Man kann die Geschichte des Christentums auch als eine Geschichte falscher Selbstgewissheit lesen. Eine Selbstgewissheit, die sich aus der

Nähe zu Gott in Jesus Christus formulierte. Aus dieser Exklusivität des Christentums entstanden Ansprüche und Forderungen. Alle anderen religiösen Wege waren Irrtum. Und in der Durchsetzung dieser Ansprüche entstanden Unterdrückung und Gewalt. Dynamisch-gewaltig kann Gottes Mission in den verschiedenen Religionen sein, bei Menschen ist sie dann oft nur noch Gewalt.

Wir müssen achtsam bleiben für den Unterschied, dass der christliche Glaube einerseits lebensentscheidend sein kann. Aber dass diese lebensentscheidende Bedeutung des Glaubens andererseits niemals gewalttätig anderen aufgezwungen werden darf.

Einsicht in die Schuld

Der Synodalbeschluss beginnt mit der Einsicht in die Schuld und das Versagen der Kirchen zur Zeit des Nationalsozialismus: „*Wir bekennen betroffen die Mitverantwortung und Schuld der Christenheit in Deutschland am Holocaust.*“

Die Kirchen stellten sich während des Nationalsozialismus nicht an die Seite der verfolgten Jüdinnen und Juden. Nur wenige Christinnen und Christen hatten den Mut, solidarisch zu handeln und Widerstand zu leisten. Wir haben eine Fülle von Erinnerung an diese beschämende Tradition innerhalb der Hannoverschen Landeskirche. Ein Handeln in Verantwortung beginnt mit der Einsicht in die eigenen Grenzen und die eigene Schuld. Ich bin außerordentlich dankbar, dass wir in Niedersachsen gerade in diesen Jahren in Gedenkstätten mahnend erinnern an das, was an Schuld innerhalb unserer christlichen Gesellschaft im Nationalsozialismus gegenwärtig war. Die Besuche in Bergen-Belsen und bei der Einweihung der Gedenkstätte Esterwegen sowie im Lager Sandbostel zeigen beispielhaft Schuld und Mitschuld mitten in der Gesellschaft. Sie verweisen auch auf die Situation der Menschen in den umliegenden Dörfern und Städten. Die Behauptung, in den umliegenden Orten hätte man nichts gewusst, wirken angesichts der Forschungen unglauwbüdig. Und trotz aller Gedenkstättenpädagogik, trotz der intensiven Auseinandersetzung mit diesem Thema in den Schulen und dem gesellschaftlichen



Erinnern an den Gedenktage gibt schon zu denken, dass eine solche Gedenkkultur an manchen Orten erst jetzt, mehr als 60 Jahre nach den Verbrechen erfolgt. Oftmals, wie man hören und lesen kann, auch in den vergangenen Jahren noch mit kritischen Stimmen aus der Bevölkerung.

Verantwortung der Theologie

Wir als Kirchen müssen bekennen, dass eine bestimmte Auslegung der biblischen Botschaft beigetragen hat zu Verbrechen und Verfolgung anderer Menschen, unserer jüdischen Schwestern und Brüder. Christliche Theologie hat durch ihre „Lehre der Verachtung“ zur Ausgrenzung und Verfolgung von Juden und Judentum beigetragen hat. Klar und eindeutig bekennt die Synode: *„Diese Nichtachtung der bleibenden Erwählung Israels und seine Verurteilung zur Nichtexistenz haben immer wieder christliche Theologie, kirchliche Predigt und kirchliches Handeln bis heute gekennzeichnet. Dadurch haben wir uns auch an der physischen Auslöschung des jüdischen Volkes schuldig gemacht.“* – Selbstkritische Worte, die bis dahin von keiner Kirche so klar so ausgesprochen worden waren. Es warnt uns vor einseitigen Lesarten unserer Tradition und vor weltanschaulichen Interpretationen biblischer Texte.

Gottes Geschichte mit Israel

„Wir glauben die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes als Gottes Volk.“ So führt der Synodalbeschluss aus. Das klingt sperrig. Über Jahrhunderte behaupteten christliche Theologen, der Bund zwischen Gott und Israel existiere nicht mehr. Dieser Vorstellung widersprach Martin Buber in einem Gespräch mit dem Neutestamentler Karl Ludwig Schmidt im Jüdischen Lehrhaus in Stuttgart 1933. Buber beschreibt eine Erinnerung vom Wormser jüdischen Friedhof, von dem er den prächtigen Dom sieht: *„Ich habe da gestanden und habe alles selber erfahren, mir ist all der Tod widerfahren: all die Asche, all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein; aber der Bund ist mir nicht aufgekündigt worden. Ich liege am Boden, hingestürzt wie diese Steine. Aber aufgekündigt ist mir nicht.“*



Die biblische Rede vom Bund, den Gott mit Abraham, Isaak und Jacob und später mit dem ganzen Volk am Sinai geschlossen hat, ist die zentrale Vorstellung, die das Miteinander von Gott und dem Volk Israel bis in die Gegenwart hinein beschreibt. Christinnen und Christen mussten die paulinische Aussage vom ungekündigten Bund Gottes mit seinem Volk neu begreifen lernen. Der rheinische Synodalbeschluss versucht dies mit der Aussage, *„dass die Kirche durch Jesus Christus in den Bund Gottes mit seinem Volk hineingenommen ist.“* Die christliche Perspektive wird hier grundlegend verändert: Die Kirche tritt nicht an die Stelle Israels, sondern an die Seite Israels.

Wichtig bleibt, dass diese besondere Verantwortung für das biblische Israel uns in ein besonderes Verhältnis zum geschichtlichen Israel setzt. Aber es verhindert eben nicht, auch israelische Politik heute kritisch zu betrachten. Es schwingt in diesem Gedanken auch die Mahnung mit, dass man in der Verantwortung für den Anderen, die Geschichte des Anderen mit seinen Traditionen und Schätzen wert achten muss.

Gemeinsames Erbe

Und schließlich möchte ich noch einen Punkt des rheinischen Synodalbeschlusses hervorheben, den ich für besonders wichtig erachte: die Wertschätzung des gemeinsamen biblischen Erbes. *„Wir bekennen uns dankbar zu den „Schriften“ (Lk. 24,32 und 45; 1. Kor. 15,3 f.) ... als einer gemeinsamen Grundlage für Glauben und Handeln von Juden und Christen.“* Die Hebräische Bibel ist unser gemeinsames Erbe und das Neue Testament ist ohne Kenntnisse des Judentums nicht zu verstehen. Ein Drittel des neutestamentlichen Textes sind Zitate aus der Hebräischen Bibel.

In den vergangenen Jahrzehnten haben Christinnen und Christen neu gelernt: Die jüdische Auslegung ist nicht bedeutungslos, wie Ausleger früherer Zeiten meinten, sondern sie ergänzt, bestätigt oder widerspricht der christlichen Auslegung auf eine ganz eigene Weise. Diese Texte, die wir interpretieren in Predigt und Auslegung werden auch von anderen ausgelegt und interpretiert. Die Auslegung ist nie nur eine einzelne Stimme, sondern seit Beginn der rabbinischen Auslegung ein ganzer Chor.



In Psalm 62,12 heißt es: „Eins hat Gott geredet, ein Zweifaches habe ich gehört.“ Die Auslegung von Gottes Wort gibt es nur mehrstimmig. Christinnen und Christen tun gut daran auf jüdische Stimmen zu hören, denn sie bereichern das christliche Verständnis der Bibel und von Gott. *„Wir teilen ein Buch und eine Hoffnung“* – so beschrieb es Martin Buber. Die Hebräische Bibel ist Judentum und Christentum gleichermaßen Heilige Schrift und uns verbinden viele Hoffnungen miteinander. So teilen wir den Auftrag, das Antlitz der Erde menschlicher zu gestalten.

Hannover

Der rheinische Synodalbeschluss wies den Weg der Erneuerung. Viele Landeskirchen folgten, so auch die Hannoversche Landeskirche. 1995 verabschiedete die Synode eine Erklärung zur Erneuerung des Verhältnisses von Kirche und Judentum.

In manchen Gemeinden werden diese Einsichten seit vielen Jahren beachtet, in anderen ist es kein Thema. So braucht es immer wieder eine Anregung, damit wir auf unsere Traditionen und auf unsere Schuld, auf theologische Irrwege und unsere Gemeinschaft mit Jüdischen Gemeinden, aber auch auf jüdische Auslegungen hören. Die Einsichten des christlich-jüdischen Gesprächs sind grundlegend. In der landeskirchlichen Erklärung heißt es: *„Das Thema Juden und Christen ist kein „zusätzliches“, von außen auf uns zu kommendes Thema, das wir beliebig aufgreifen oder fallenlassen könnten. Um der Unverfälschtheit unseres Glaubens und Zeugnisses willen muss das erneuerte Verhältnis von Christen und Juden Maßstab für kirchliches Handeln und Reden sein.“*

Dies muss gedeutet, diskutiert und verkündigt werden, immer wieder. Ich glaube, deshalb muss es auch in der Verfassung stehen. Auf meine Initiative beschäftigen wir uns in der Hannoverschen Landeskirche mit dem Vorschlag, die theologischen Einsichten und das Bekenntnis unserer Schuld im Verhältnis zum Judentum so zu formulieren, dass es Eingang in unsere Kirchenverfassung findet. Die theologischen Debatten verändern sich schneller als eine Verfassung. In der Verfassung würde eine

biblisch-theologisch begründete und unsere Schuld benennende Formulierung für das Verhältnis der Kirche zum Judentum so stehen, dass sich auch folgende Generationen damit auseinandersetzen müssten.

Man kann dieses alles immer wieder mit dem Satz kommentiert hören: Nun ist es nach 60 oder 70 Jahren doch genug. Haben wir nicht, auch theologisch genug gelernt. Und vor allem, haben wir nicht innerhalb unserer Gesellschaft und unserer Kirche andere, wichtigere Themen? Sicher gibt es aktuelle Herausforderungen, die unser kirchliches Handeln klarer herausfordern als die theologische Erinnerung. Das Gespräch mit dem Islam gehört dazu, aber auch die Situation einer Kirche, die sich in einem säkularen Umfeld neu auf ihre Verkündigung und ihren Auftrag besinnen muss.

Aber die Gemeinschaft mit dem jüdischen Volk ist ein Teil unseres Glaubensverständnisses. Wir können Jesus nicht glauben ohne die Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel. Wir können ihn nicht verstehen ohne seine Vertrautheit mit seiner jüdischen Religiosität und seiner Kenntnisse des Weisungen Gottes und der jüdischen Erzähltraditionen.

Wir werden sicher intensiv über die Zusammenarbeit mit muslimischen Gemeinden und um theologische Klärungen mit der islamischen Theologie streiten, wir werden sicher in neuen Formen auch missionarisch vom christlichen Glauben Zeugnis ablegen, aber all dieses darf niemals die intensive Auseinandersetzung mit dem Glauben des Judentums und seiner Bedeutung für die christliche Theologie und unseren Glauben verdrängen.